

: *edition paul parey*



Joachim Dröge

Bunt ist die Jagd

Im Bann von Fährten, Spuren
und Geläufen

KOSMOS

: *edition paul parey*



Joachim Dröge

Bunt ist die Jagd

Im Bann von Fährten, Spuren
und Geläufen

KOSMOS

Joachim Dröge

Bunt ist die Jagd

Im Bann von Fährten,
Spuren und Geläufen

KOSMOS

Passion muss wachsen



Jägerei ohne Nachwuchs, ohne die jüngere Generation, wird nicht überleben. In früheren Jahren war die Jagd bei fast allen Menschen, die sich in ihr wiederfanden, eng mit Familie und Beruf verbunden. Wenn der Vater ein begeisterter Nimrod war, tat ihm dies meist wenigstens einer seiner Nachkommen, ob Sohn oder Tochter, gleich. Die Familie stellte sich auf die grüne Passion ein und begleitete den Weidmann willig und freudig auf seinen Unternehmungen.

Damit war vielen jungen Menschen die Jagd gleichsam angewölft, es gab gar keine Alternative. Der Nachwuchs fühlte sich im jagdlichen Ambiente wohl und zu Hause. Die Jagd gehörte so selbstverständlich dazu, dass keine spezielle Unterweisung notwendig war. Die Familienmitglieder, Freunde und Bekannten waren die Lehrprinzen und rissen die Jugend mit. Die Mehrzahl der Jäger entstammte in früheren Zeiten den Berufsgruppen der Bauern, der Förster und derjenigen, die auf dem Lande wohnten und sich Feld, Wald und Wild verbunden fühlten. Allenfalls wurden Jagden von Menschen gepachtet oder

genutzt, die viel Geld hatten und in ihrer Freizeit dem Lärm und Gewusel der großen Städte entweichen wollten.

In heutiger Zeit sind diejenigen, die mit der Muttermilch und von Kindesbeinen an gleichsam auch die Jagd eingesogen haben, in der Minderzahl. Die Söhne und Töchter der Forstbeamten, die Nachkommen der weidmännisch ambitionierten Landwirte, die Erben der jagdlich passionierten Altvorderen sind in unseren Jägerreihen nicht mehr sehr stark vertreten.

Die Ursachen sind in erster Linie darin zu suchen, dass sich die Lebens- und Erlebensbereiche verselbstständigt haben. Hier der Beruf, dort der Haushalt, da die Familie und das Familienleben. Jagd ist zu einem besonderen Luxus geworden, für den Zeit und Geld geopfert werden müssen. Die Entwicklung begann in den späten 1960er-Jahren. Die arbeitende Bevölkerung war zwar immer noch stark in die Zwänge der Nachkriegszeit eingebunden, die es ihr auferlegten, für den Aufbau und Broterwerb zu sorgen. Dennoch hatten sich die Verhältnisse geändert.

Geld war bei vielen Menschen in ausreichendem Umfang vorhanden, und auf diese Weise entwickelten sich »Ausgleichsbetätigungen«, die in besondere Welten entführten, die den einzelnen aus der Hektik des Alltages herausreißen sollten, um ihm Kraft für den beruflichen Alltag zu geben. Fliegen, Golf, Tennis, Reisen standen da an erster Stelle, aber auch die Jagd gehörte mit dazu. Auf diese Weise wurden die Jägerkurse vielfach von Menschen besucht, die über die Liebe zur Natur,

durch freundschaftliche Beziehungen und Gelegenheiten, durch Statusbegehren dem Weidwerk nachgehen wollten. Bei dem einen oder anderen wuchs die kleine Pflanze, er wurde zu einem passionierten Jäger, der ohne das Weidwerk nicht mehr leben wollte. Andere betrieben die Jagd eher bei Gelegenheit, andere verzagten und gaben auf.

Ich gehöre zu denjenigen, bei denen die Saat aufgelaufen ist. In manchen Phasen meines Lebens musste ich mich sogar vorsehen, dass ich nicht meiner Passion im Sinne Gustav Freytags verfiel, der in seinem Werk »Soll und Haben« schrieb: »Aber ein jeder achte wohl darauf, welche Träume er im heimlichsten Winkel seiner Seele hegt, denn wenn sie erst groß gewachsen sind, werden sie leicht seine Herren, strenge Herren!«

Es ist mir, wenn ich es rückblickend betrachte, besonders wichtig festzustellen, dass ich in meiner Beziehung zur Jagd nicht durch einen »Jägerkurs« geweckt wurde. Vielmehr liegen die Ursachen für meine Passion in Menschen begründet, die für mich in meiner Jugend Vorbild waren, die mir zwar keine Jagdgelegenheit oder ein Revier zur Verfügung stellen konnten, all dies habe ich mir schwer und lange erarbeiten müssen, die aber immer überzeugend und mit Herz die Sache der Jagd vertraten. »Wenn ihr's nicht fühlt, ihr werdet's nicht erjagen.«

Und so sind mir zwar mein erster Rehbock, mein erster Hirsch und mein erstes Stück Schwarzwild wichtig, und ich kann mich gut und gern daran erinnern, dennoch: Sie werden in meinen Zeilen

nicht erwähnt. Dafür versuche ich darzustellen, wie ich zu meiner Passion kam, welche Menschen mitgewirkt haben, welche Jugendereignisse prägend waren. Das gesprochene und gelehrte Wort sind für die Erziehung und Bildung der Kinder und der Jugend unentbehrlich und damit auch die Unterweisung in den Jägerkursen. Das Jägerherz schließen aber andere Ereignisse, Erlebnisse und eben Menschen auf, die Vorbild sind und sein können.

Wenn wir passionierten Jägernachwuchs haben wollen, dann sollten wir unsere Erfahrungen zusammentragen und erzählen, wie wir zu unserer Vorliebe für die Jagd gekommen sind. Dann wäre es sinnvoll, wenn wir Weidmänner uns austauschen und aus dem, was wir erlebt und erfahren haben, lernen, lehren und Konsequenzen ziehen. Meine Zeilen sollen einen Teil meiner eigenen Entwicklung darstellen, darüber hinaus aber auch vermitteln, was aus diesem Fundament geworden ist. Sie sollen insofern einen Beitrag zu dieser aktuellen Problematik liefern. Lasst uns die jungen Menschen an die Hand nehmen, lasst uns so intensive Beziehungen knüpfen und Erfahrungen ermöglichen, dass sich der Samen, der bei vielen in fruchtbaren Boden gelegt ist, zu einem starken Baum entwickelt. Vielleicht können wir dann wieder mit Nachwuchs rechnen, der seine jagdliche Situation nicht danach bemisst, wie denn die erlegte Kreatur im Verhältnis zu seiner ersten Beute, dem starken Vierzehnder, dem Kapitalbock oder dem dicken Keiler, steht, sondern der die Natur, die Feinheiten der Jagd, die kleinen

und leisen Zwischentöne, die Hege und Pflege liebt und schätzt. Wer in seinem Leben erfährt, dass die Jagd bunt und alle Tage neu ist, wird vielleicht erst am Ende seiner Tage ermessen können, mit welchem Schatz er gesegnet worden ist.

Erst zu Beginn des letzten Drittels meines Lebens ist mir ein besonderer Wunsch meines Jägerlebens in Erfüllung gegangen: Ich habe meinen bisher stärksten Keiler eher zufällig, mit viel Glück und unter äußerst reizvollen Umständen gestreckt. Dieses Erlebnis schicke ich vorweg, um später zu zeigen, welcher langer Weg manchmal beschritten werden muss, um zu solch einem Erfolg zu kommen. Auf jeden Fall bin ich heilfroh, dass ich den Bassen nicht in meinen Jungjägerjahren gestreckt habe, vielleicht hätte solch ein Ereignis auch meine Jägerseele verbogen.

Der Keiler im Schnee



Neuschnee - Jägerschnee, die Augen leuchten, wenn nachts die schweren Wolken ihre weiße Pracht über Feld, Wald und Flur wie ein großes helles Betttuch gebreitet haben, morgens die Sonne vom Himmel lacht und glitzerndes Weiß den Jäger blendet.

Im Dezember wollte ich noch einmal im Osten jagen, Jagdfreund Hartmut hatte mich gerufen: »Die Sauen sind überall, und beim nächsten Vollmond komm doch her, das Jagdjahr neigt sich, und ein paar Sauen wollen wir noch schießen.« Gern sagte ich zu.

Bisher war der Winter fast schneefrei gewesen, lediglich im November hatte Frau Holle ihre Betten kurze Zeit kräftig ausgeschüttelt, doch die Pracht währte nicht lange. So hoffte ich, dass uns in der zweiten Dezemberhälfte noch einmal der weiße Spürhund hold sein würde, und die Wetterberichte schürten die Hoffnungen.

Eher grau zeigte sich unsere Südheide, als ich losfuhr. Doch hinter der östlichen Wetterscheide, dem blauen Band der Elbe, keimte Hoffnung, die, je weiter ich nach Osten vordrang, zur Gewissheit

wurde. Weiß gefleckt die Mark Brandenburg, um Berlin herum nur noch wenige apere Stellen, und dann empfing mich hinter Königswusterhausen eine blitzweiße, frische Schneelandschaft, wie ich sie mir besser nicht wünschen konnte. Da war er ja, der begehrte Neuschnee, und lauter freundliche und erwartungsfrohe Gedanken im Kopf, legte ich wohlgenut die letzten 80 Kilometer zurück.

16 Uhr ist es mittlerweile doch schon, als ich bei meinem Jagdfreund anlangte, zu spät, um noch persönlich abzufährten, aber das hat Hartmut sicher schon besorgt. Nach dem herzlichen Willkommensgruß geht's gleich zur Sache: »Draußen auf den Feldern ist leider nichts los, keine Bewegung. Du weißt ja, dass die Sauen beim ersten Schnee ungeru ihre Dickung verlassen und auf die Felder ziehen; das tun sie erst wieder, wenn sie richtig Schmach haben. Im Wald haben wir aber sicher heute Abend eine Chance. Lass uns pirschen gehen, dann haben wir vielleicht Glück. Und morgen sehn wir weiter, ob wir die Kameraden irgendwo fest haben, damit wir drücken können.«

Vier Stunden später verlassen wir unser Auto. Natürlich muss der bewährte Pirschstock mit. Trotz des Schnees haben wir uns nicht zu stark angepelzt, denn Pirschen ist anstrengend und schweißtreibend, sofern wir nicht an bestimmten Stellen sehr lange verhoffen müssen.

Der Mond zeigt sich zu drei Vierteln, beste Voraussetzungen für unser Vorhaben. Die Sicht ist auf jeden Fall ausgezeichnet, und der Frost hat den Schnee noch nicht so im Griff, dass die weiße Decke knirscht und knackt. Wenn die Sauen in

Bewegung sind und brechen, dann nehmen sie zwar die Geräusche, die der Mensch beim Pirschen auf einer harten Schneedecke verursacht, nicht so sehr übel, weil sie selbst in der Rotte genug Lärm veranstalten. Doch wenn sie sichern oder in der Dichtung darauf warten, auszuweichen zu können, dann sind die harschigen Begleiterscheinungen völlig fehl am Platz und vergrämen die begehrten Schwarzen.

Zur Linken erstreckt sich eine alte Zwetschgenbaumplantage. Mit Vorliebe stehen die Sauen im Herbst in diesen Kulturen. Sie genießen es, die leicht bitter schmeckenden, blausäurehaltigen Kerne zu knacken sowie das Fruchtfleisch, möglichst sollte dieses süß und schon ein wenig brandig sein, aufzunehmen. Wir leuchten mit unseren Gläsern die Baumreihen ab. Kahl wie dürre Gespensterarme strecken die alten Obstbäume ihre Äste in die kalte Luft. Doch unten auf dem Erdboden sind keine schwarzen Klumpen zu entdecken. Also geht es weiter.

Wir passieren ein Feld und gelangen dann in einen alten Kiefernbestand. Bisher haben wir noch keine Fährte der begehrten Schwarzen entdecken können. Doch jetzt wird es langsam feierlich. Hier an der Waldkante ist eine kleine Rotte durchgewechselt, die Fährten sind recht frisch. Wir freuen uns: »Die Sauen sind doch schon mobil.« Dieser vorsichtige Marsch durch die hohen Führen ist von besonderem Reiz. Fuß vor Fuß, Schritt für Schritt, langsam und leise, eher pirschen *stehend* als *gehend* schleichen wir die Wege entlang. Einige

Hektar groß ist das Altholz, und es dauert eine halbe Stunde, bis wir es hinter uns lassen.

Sehnsüchtig warten wir eigentlich auf den altbewährten Begleiter der Sauen, den Waldkauz, der nachts mit seinem »Kuwitt - Kuwitt« schon auf große Entfernung ankündigt, dass Wild zieht. Doch bisher sind diese Leitrufe nicht zu hören. Schon einige Male hat er uns bei unserem Pirschen den Weg gewiesen und angezeigt, wo wir auf Sauen treffen können.

An den alten Föhrenbestand grenzt eine Fichtendickung. Schon von weitem sind die verschneiten Weihnachtsbäume zu sehen, sie zeigen sich so, als sollten sie demnächst Modell für ein besonders stimmungsvolles Weihnachtsfoto stehen. Vorsichtig nähern wir uns der Pracht, und richtig, der Wind steht für uns günstig, drinnen ist ein Getöse zu vernehmen, wie es für Jägerohren nicht reizvoller klingen kann. Da tobt sich eine Gesellschaft von Schwarzen so richtig aus. Die Frischlinge quieken, große Stücke blasen, lautes »Uik« ist zu vernehmen, dort scheinen sich zwei Keiler in die Wolle geraten zu sein, Unterholz und Äste krachen. Auf alle Fälle ist hier wohl eine Hochzeitsgesellschaft im Gang, und wir zwei sind Zeuge dieser Veranstaltung, ohne dass wir etwas erblicken können.

Wir pirschen uns zu einer Schneise vor, die die Dickung vom Altholz trennt. Vielleicht haben wir hier eine Chance. Wie gebannt stehen wir da und lauschen den lieblichen Klängen. Wenn wir bloß etwas sehen könnten, aber der dichte Mantel der grün-weißen Wehr hält die Hand über die

Gesellschaft und lässt keine Einblicke zu. In die Dickung können wir auch nicht eindringen, also sind wir zur Untätigkeit verdammt und müssen abwarten, ob sich für uns etwas Günstiges tut, ob ein Stück über die Schneise wechselt oder die Rotte die Dickung verlässt. Natürlich haben wir uns schussfertig gemacht und sind beide bereit, uns bei der ersten besten Chance zu bemühen, von dem Segen etwas zu profitieren und ein Stück aus der Rotte herauszuholen.

Fünf Minuten haben wir gespannt wie ein Flitzebogen das Vergnügen, die uralten Laute zu vernehmen und zu hoffen, dass wir Fortune haben. Aber es soll nicht sein. Plötzlich, für uns unverständlich, aber wer kann schon in Sauenseelen hineinkriechen?, herrscht Totenstille. Kein Laut ist mehr zu vernehmen. Wir schauen uns fragend an, rühren uns jedoch nicht von der Stelle. So verhoffen wir glücklosen Jäger noch eine Weile und müssen schließlich zugeben, dass die Schwarzen uns wohl an der Nase herumgeführt haben und mal wieder die Schlauerer waren.

Endlich lösen wir uns von unseren Plätzen, umschlagen aus Neugier die Dickung, die etwa zwei Hektar groß ist. Tatsächlich, die Rotte ist auf der Nordseite ausgewechselt und hat sich ohne Gruß und Kuss von uns verabschiedet. Vielleicht haben sie doch von uns etwas mitgekriegt, der Wind küselt ja manchmal in den Waldbeständen. Und so haben wir das Nachsehen. Spannend, so gestehen wir uns gern ein, war das allemal, und, obwohl wir untätig eine ganze Weile bei Temperaturen unter null herumgestanden haben,

gefroren haben wir auch nicht, die Spannung hat uns innerlich gewärmt.

Der Rotte nachzupirschen, hat keinen Sinn. Siebenmeilenstiefel haben wir nicht. Die schlaue Bande ist sicher schon über alle Berge und sucht sich sichere Einstände. Uns bleibt nichts anderes übrig, als weiterzulaufen. Wieder passieren wir ein Feld und gelangen dann in einen neuen Kiefernbestand, der allerdings erst 60 Jahre alt sein mag.

Als wir schon den Kahlschlag am Ende des Holzes durchschimmern sehen können, vernehmen wir erstmals unseren ersehnten Leitruf, das »Kuwitt – Kuwitt« des Kauzes. Da müssen wir näher heran. Vielleicht treiben sich Sauen auf der Freifläche herum. Doch die Enttäuschung ist groß, der Kahlschlag entpuppt sich als undurchdringliches Getöse von allerlei Sträuchern und Unterwuchs, in der keine Kreatur zu erblicken ist. Wir trösten uns: »Vielleicht ist dort auch nur Rehwild gezogen, und die Käuzchen sind deshalb mobil geworden.«

Mittlerweile sind wir schon zwei Stunden unterwegs, die Beine sind noch nicht müde, und so beschließen wir, eine Stunde dranzuhängen. Wir wollen uns nicht mit dem Misserfolg zufriedengeben. An nicht allen Tagen sind die Bedingungen für eine Waldpirsch so günstig, und das wollen wir tunlichst bis zur Neige auskosten. Die Stunde vergeht wie im Flug. Hier und da schreckt mal ein Stück Rehwild, doch sonst ist von Wild, geschweige denn von unseren Schwarzen, nichts zu sehen oder zu hören. »Lass uns zum Abschluss noch mal zu dem kleinen Eichenbestand

an der Birkenkoppel gehen, vielleicht haben die Burschen ja Schmach, und dann kann ich mir vorstellen, dass dort für sie der Tisch gedeckt ist«, meint Hartmut, und nur zu gern bin ich einverstanden, dass wir auf unserem Rückweg diesen kleinen Schlenker auf uns nehmen.



Als wir 200 Meter von der kleinen Eichenpartie entfernt sind, vernehmen wir zu unserer Freude schon unseren Freund, den Waldkauz. Er verkündet

uns mit seinem freundlichen Ruf, dass hier was los ist. Jetzt nur nichts falsch machen; vorsichtig, vorsichtig pirschen wir näher, überzeugen uns, ob der Wind stimmt. Der Weg ist eben und verspricht uns, ohne Hindernisse dort hinzuführen, wo unsere momentanen Träume augenscheinlich ihr Wesen treiben. Also Füße abrollen, Schritt für Schritt, möglichst kein Geräusch der Lederstiefel verursachen, aufpassen, dass unser schöner Bambusstock nicht ans Glas oder die Waffe stößt und uns die Partie verdirbt.

Jetzt sind wir auf 150 Meter heran und können gut ausmachen, dass unter den Eichen was los ist. Nicht beirren lassen. Wir müssen auf Schussentfernung heran, und das möglichst bald, denn wer weiß, wie lange die schwarze Bande dort aushält. 120 Meter, unsere Gläser zeigen uns eine Rotte von etwa zehn bis zwölf Stück Schwarzwild, 100 Meter, sie sind noch da, 80 Meter, jetzt bleiben wir stehen, und ich mache mich fertig, denn nun muss es bald knallen, wenn wir Erfolg haben wollen. Mein Herz schlägt Takte, die ich von der Musik her nicht kenne, denn bis zum Hals pocht und rast das Blut, so spannend ist es mittlerweile geworden. Ich setze meinen Pirschstock so auf den Boden auf, dass ich Halt habe, und richte die Waffe ein. Ein letzter Blick durchs Doppelglas. Die Rotte bricht noch unter den Eichen.

Mit dem Zielfernrohr versuche ich, einen Frischling oder ein kleines Stück zu erfassen. Das gelingt aber in dem Gewusel nicht, und irgendwie habe ich das Gefühl, als ob unsere Freunde das Weite suchen wollen. Jetzt verlasse ich mich auf

Hartmut. Der stößt mich gleich darauf an und raunt: »Mensch, die hauen ab, sind schon an der Böschung. Der Keiler steht noch im Gebrech. Willst du?«

Damit habe ich nun gar nicht gerechnet, nach Keiler stand mir nicht der Sinn, und auf ihn hatte ich es zunächst nicht abgesehen. Aber freudig lasse ich mich natürlich auf diese veränderte Perspektive ein, sofern das die Momentaufnahme zulässt. Schnell findet das Zielacht den schwarzen Klumpen. Wo ist vorn? Jetzt zieht der Keiler ein kleines Stück nach links, also, kein Problem. Der Schnee schafft mit seiner Helligkeit vorzügliche Sichtbedingungen. Eigentümlich ist, dass ich jetzt sehr ruhig bin, und als der Stachel vorn auf das Blatt zeigt, drücke ich ab.

»Getroffen«, jubelt Hartmut, »schnell nachladen und ran!« Ich folge seinen Anweisungen. Wir stürmen auf den getroffenen Keiler zu, er schlegelt noch, und ich setze ihm eine zweite Kugel auf den Teller. Sofort ist er verendet, und jetzt können wir zwei erst einmal verschnaufen. Wir treten heran und besehen uns den Kämpfen, der hier vor uns liegt.

»Mein Lieber, der hat bestimmt seine fünf bis sechs Jahre auf dem Buckel«, stellt mein Begleiter fest, nachdem er die Gewehre betastet und beäugt hat, »so'n Weidmannsheil hast du bestimmt nicht so leicht wieder.« »Das glaube ich dir sofort, aber das ist nicht das Wichtigste. Für mich war diese Schneepirsch die Krönung meiner jagdlichen Erlebnisse. Dass sie einen so tollen Abschluss mit meinem stärksten Keiler gefunden hat, erhöht noch

ihre Bedeutung für mich«, bedanke ich mich bei meinem großzügigen Gönner.

Doch so richtig deutlich wird mir mein Erlebnis erst, als ich die rote Arbeit verrichtet habe und nun etwa eine halbe Stunde mit meinem Keiler allein bei den alten Eichen auf einem schnell vom Schnee geräumten Baumklotz sitze und die nächtliche Pirsch an meinem geistigen Auge vorüberziehen lasse, während Hartmut für die weltlichen Dinge sorgt und das Auto holt. Unvergessen der Schnee, der Wald, die Stimmung, die schwarzen Rotten auf weißem Grund, der starke Keiler, die Käuzchen, die wieder Recht gehabt haben, den Weg wiesen, und die Gastfreundschaft meines Jagdfreundes.

Schwarze Magie



Fast jeder Mensch entwickelt im Lauf seiner Tage, die er hier auf der Erde verbringen darf, bestimmte Vorlieben. Der eine schätzt Essen und Trinken über alles, die Zweite ist dermaßen mit ihrer Liebe zum Beruf beschäftigt, dass sie an nichts anderes mehr zu denken vermag, der Dritte lässt alles stehen und liegen, wenn er die Gelegenheit erhält, sich in die Lüfte zu erheben, um den Zauber des Fliegens zu genießen, die Vierte liebt die schnellen Autos und gibt ein Vermögen dafür aus.

Wir Jäger haben das Weidwerk erkoren und gehen diesem in der Regel passioniert und opferbereit nach. Und wie bei den einzelnen Leidenschaften auch - die Autonärrin schätzt die Automarke Maserati sehr, der Flugzeugfan schwebt besonders gern mit einem Segelflieger durch die Lüfte, der Gourmet bevorzugt Trüffeln und kalifornische Weißweine, und die Workaholikerin liebt es, wenn das Telefon morgens mindestens 40-mal klingelt - auch die Jagd hat unterschiedliche Facetten, bunt und schillernd, für jeden etwas. Solche besonderen Liebhabereien werden allein schon durch die unterschiedlichen Wildarten gefördert.

Letztlich muss ich meinen alten Jagdfreund, Förderer und Begleiter in jungen Jägerjahren für meine Vorliebe verantwortlich machen, den alten Weber. Er herrschte während seines Berufslebens in einem verwunschenen Dorf oben im Lippischen Norden über Schule, Kinder und alle diejenigen, die mit Schule zu tun hatten. Seine Meinung war innerhalb des Dorfes und über den örtlichen Rahmen hinaus gefragt, und er war an der Gemeindejagd des idyllisch gelegenen Fleckens mit einem erheblichen Part beteiligt.

Ich lernte ihn erst zu der Zeit kennen, als er schon pensioniert war, sich in der Residenzstadt eine alte Villa gekauft hatte und dort mit seinem Pflegesohn, meinem besten und ältesten Freund, dessen Großmutter und Mutter einen beschaulichen Ruhestand verlebte. Die heimatliche Jagdbeteiligung war schon seit einigen Jahren erloschen, und so zehrte er von dieser oder jener Jagdeinladung, besonders aber von Erinnerungen, die mir als Zwölf- und Dreizehnjährigem in der keimenden Passion Weg und Weiser waren.

Ganz besonders tief muss mich wohl die Erzählung beeindruckt haben, die sein einziges jagdliches Erlebnis mit einer Sau darstellte. In dem schönen Revier dort oben im Lippischen Norden gab es zwar ordentliches Rehwild, die Hasen waren nicht zu knapp, und hier und dort ließ sich auch ein Fasanenhahn blicken. Aber die schwarzen Gesellen machten sich in jenen Zeiten rar. Sie bevorzugten die großen Waldungen des Weserberglandes und der lippischen fürstlichen Forsten, die heute unter Verwaltung des Landesverbands stehen. Nur ab

und zu, meist bei völliger Dunkelheit, prägten sie ihre Schalenabdrücke in den anlehmigen Boden und machten die Jäger verrückt.

Eines Morgens sitzt nun der alte Weber mit seiner betagten Flinte oben auf einer Leiter am Waldesrand, um sich möglichst einen zu Holze ziehenden Krummen zu holen. Da hört er hinter sich ungewöhnlich lautes Rascheln im Laub. »Das kann kein Hase sein«, denkt er sich, und geistesgegenwärtig stopft er in den linken Lauf eine Brenneke. Weise war dieser Entschluss, denn was sich dort bald seinem erstaunten Jägerauge zeigt, ist ein veritabler Überläufer, der über das vor ihm liegende Feld zur nächsten Waldung wechseln will. Das Herz schlägt bis zum Halse, die alte Flinte wackelt wie ein Lämmerschwanz, aber was hilft's, wenn der Mund erst einmal gespitzt ist, dann muss auch gepfiffen werden. Unser Jägersmann bringt, so gut es eben geht, das Korn im schwarzen Wildkörper unter, zieht am hinteren Abzug, der Schuss knallt durch den frischen Morgen, aber der Schwarze läuft unbekümmert weiter.

Nach einer gehörigen Ruhepause, in der sich der alte Weber erst mal wieder aufbauen muss, wird abgebaut. Der Anschuss zeigt Schweiß. »Na, das müsste doch mit dem Deubel zugehen, wenn wir den nicht kriegen können«, so beschwört er sich und seinen Mut.

Natürlich weiß er, dass da ohne Hund nichts zu machen ist, und so holt er einen befreundeten Weidmann, der einen solchen besitzt, und beginnt frohgemut die Nachsuche. Der brave Vierbeiner saugt sich an der Fährte fest und führt die beiden

Jäger in die nächste Dickung. Nichts – weiter geht's über Stoppelfelder. Über Berg und Tal leitet der Treue, der Überläufer lässt sich nicht blicken, ist verschwunden, nur seine Fährte zeugt davon, dass er weite Wege macht, um in sichere Gefilde zu gelangen.

Nachmittag wird es, als die beiden Jäger endlich aufgeben. Nahe der Weser sind sie angelangt, und als sie später nachrechnen und ihren Weg Revue passieren lassen, da haben sie etwa zwölf Kilometer zurückgelegt. Sicherlich hätte schon am Anschluss ein erfahrener Schwarzwildjäger Mühen abwenden oder relativieren können, aber der stand nun nicht zur Verfügung, und so kam es zu dieser gewaltigen Anstrengung und Leistung.

Diese Geschichte erzählte der alte Weber meinem Freund und mir immer wieder, wenn es um die lieben Sauen ging. Meinen Freund hat dies nicht beeindruckt, er ist auch kein Jäger geworden, andere Wirkung zeigte diese Erzählung bei mir. War es die Achtung vor der Passion, mit der die beiden Jäger ihre Nachsuche betrieben, war es der dringende Wunsch meines alten Gefährten, mal ein Stück Schwarzwild zu erlegen, war es die Art und Weise, wie er reagierte, wenn das Gespräch auf die Sauen kam. Wie elektrisiert hörte er dann zu – oder mischte er sich ein? Ich weiß es nicht. Auf alle Fälle trugen die Freundschaft und die Begleitung dieses alten weisen Herrn wesentlich dazu bei, dass in mir meine »Sauenpassion« und »-vorliebe« geweckt und gefördert wurde.

Da mein Mentor nicht mehr so gut zu Fuß war, beschwatzte ich immer wieder meinen Freund, mit

mir im nahe gelegenen Teutoburger Wald morgens oder abends zu pirschen, sicherlich nicht immer zur Freude der dort jagenden Weidgesellen. Als wir beide dann eines Morgens im späten Oktober um vier Uhr aufgestanden waren und in Richtung der alten, zu Ende des Zweiten Weltkriegs geschleiften Försterei Hartröhren südlich des Hermannsdenkmals leise durch den Buchenhochwald vorwärtsschlichen, da erlebten wir Jagdbilder, die unvergessen in meine Jägerseele gedrungen sind und einen weiteren Baustein für meine Passion darstellen.

Zunächst geht es vom Schling aus die Berge hinauf, der Höhenrücken ist nicht weit. Buchenhochwald umgibt uns, die Blätter verfärben sich schon leicht, und erste fahle Sonnenstrahlen schicken säulenartig ihr Licht durch die bunte Laubdecke. Vorsichtig pirschen wir den Weg entlang, vor uns befindet sich eine Felsnase, die uns den Blick auf den weiteren Weg versperrt. Der Wind weht uns ins Gesicht, und gespannt hoffen wir auf den ersten Anblick.

Bald kann ich als Erster von uns beiden um die Ecke schielen, und schon zucke ich wieder zurück. 40 Meter hinter der Felsnase befindet sich ein kleines Plateau, an dessen Rand ein Überhälter, eine sicher 150 Jahre alte Eiche, wächst. Sie bedeckt mit ihrer Krone das Plateau. Und unter dieser Eiche brechen fünf schwarze Gesellen, Überläufer ihres Zeichens. Sie sind vertraut und lassen sich nicht stören. Meinen Freund geleite ich so, dass wir beide ungestört und unverkrampft um die Kante schauen können. Und wir genießen das

Bild, das sich so nahe vor uns aufgetan hat. Mit unseren Ferngläsern holen wir die Gesellschaft nah an uns heran.

Emsig und behände gehen die fünf zu Werke. Mit ihrem Wurf wühlen sie das Erdreich um, sie suchen wohl nach den ersten Eicheln, die der alte Baum gespendet hat. Die Lebensäußerungen der lieben Schwarzen sind deutlich zu hören, und wir beide können nachempfinden, dass die Kameraden sich »sauwohl« fühlen. Mal gibt's einen Puff zur Seite, wenn einer meint, der andere nähme ihm irgendetwas weg, aber dann sind sie wieder friedlich und einträchtig nebeneinander und erfreuen sich an ihrem schmackhaften Frühstück. Eine Viertelstunde geht das so, dann wirft einer von den Gesellen auf, sichert zum Weg hin, langsam und vertraut zieht er gegen den Wind hangaufwärts. Die anderen vier folgen, und schon bald sind sie aus unserem Blickfeld verschwunden.

Ein wenig aufgeregt sind wir jungen Marschierer, da es das erste Mal geschieht, dass sich Sauen auf so kurze Entfernung von uns in freier Wildbahn betrachten lassen, und uns schweben natürlich die Geschichten von rabiat annehmenden Keilern und bösen Bachen, die ihre Frischlinge verteidigen, im Kopf herum, aber irgendwie hat uns die Felsnase Sicherheit gegeben, und so ist der Genuss an dieser Situation viel größer als die Bedenken, die bisweilen aufkommen wollen.

So langsam erholen wir uns von dem Erlebnis und setzen unseren Pirschgang fort. Wir sind kurze Zeit darauf nahe am Truppenübungsplatz Senne angelangt.

Waldbilder werden unseren Sinnen gezeigt, wie sie schöner nicht sein können. Hier gedeiht eine Buchenverjüngung, leider eingezäunt, weil das Wild doch erheblichen Schaden an den jungen Bäumen anzurichten scheint, in der Mehrzahl auf den stark kalkhaltigen Böden stehen jedoch ältere Buchenbestände, die sich jetzt in ihrer vollen Pracht zeigen. Dazwischen sind immer mal wieder Nadelholzeinstände zu entdecken. Eigentlich gehört ja die Fichte in andere Gefilde, aber ihre Schnellwüchsigkeit hat wohl die Forstleute dazu veranlasst, es auch hier damit zu versuchen. Vielleicht haben aber auch jagdliche Passionen den Entschluss zur Kultivierung begünstigt. Fichtenschonungen bis zum Alter von 30 Jahren sind nun mal begehrte Einstände des Wildes und versprechen besonders im Winter bei der ersten Neuen guten Erfolg.

Vereinzelt entdecken wir kleine Douglasienpartien, die auch wohl erst in den letzten Jahren hier gepflanzt worden sind. Und dann freuen wir uns über einige Eichenjunghölzer, die sich hervorragend in die Landschaft einfügen. Auch sie sind als Einstände beliebt und werden in ferner Zukunft dafür sorgen, dass der Tisch für das Wild weiterhin reich gedeckt bleibt.

Der Tau, die Sonne und das Laub beginnen bei steigenden Temperaturen den unverkennbaren Waldduft zu entwickeln. Tief dringt er in unsere Lungen ein und wir haben das Gefühl, als ob diese zwar leicht modrige, aber dennoch frische Brise unseren Lungen hilft, die steilen Partien unseres Weges zu meistern.

Jetzt haben wir es geschafft. Wir stehen auf dem Kamm und können nun den Höhenweg beschreiten. Im Altholz entdecken wir vier oder fünf abspringende Stücke, die uns mitgekriegt haben. Gefleckt, braun-schwarz, ohne Geweih, das müssten mehrere Stücke Damwild sein, die Wildart, die am häufigsten hier anzutreffen ist.

Endlich gelangen wir zur alten Försterei Hartröhren. Hier wollen wir eigentlich eine Frühstückspause einlegen. Doch vorher nehmen wir uns vor, leise und vorsichtig heranzupirschen, denn auf den Freiflächen, die zu dieser Dienststelle gehörten und auf denen der Förster früher seinen landwirtschaftlichen Nebentätigkeiten nachging, ist oft Wild zu sehen, zumal auch hier alte Eichen, Buchen und Kastanien stehen.

Und richtig, heute haben sich die Sauen verschworen; auf einer dieser Flächen entdecken wir unter den Randbäumen zwei Bachen mit acht Frischlingen. Ein munterer Schweinestall ist das, und wir kommen auf etwa 150 Meter heran. Die eine Bache ist jedoch hellwach, irgendetwas hat sie mitbekommen. Sie wirft auf, bläst kräftig, und im Nu ist der ganze Spuk verschwunden. Wir sind etwas traurig darüber, dass wir der Kinderstube nicht länger zuschauen konnten, aber als schönes Bild bleibt der Anblick in Erinnerung.

Noch etwa drei Stunden laufen wir durch den wunderschönen Wald, nehmen viele Eindrücke mit, sehen noch ein Stück Rotwild im Tal vor uns herziehen, zwei Mal zeigt sich Damwild, dabei ein junger Hirsch, der sich sicherlich schon mit Brunftgedanken trägt.

Auf unserem Rückweg durchschreiten wir ein Tal. Wie zufällig schaut mein Freund zu dem Hang links hinauf. Weiß schimmern die Kalksteine am Rand der Böschung. Doch oben auf dem Kamm entdeckt er eine Rotte Schwarzwild, die die Höhenlinie entlangwechself. Schnell macht Wolfgang mich aufmerksam, ich kann aber nur noch zwei, drei Stücke von der Partie in mein Sehfeld bekommen, dann ist der ganze Zauber verschwunden.

Als wir unsere Erlebnisse dem alten Weber berichten, will er uns zunächst nicht glauben. Dann aber freut er sich mit uns. Mir hat sich dieser Morgen so tief eingepägt, dass ich, wenn ich es mit Sauen zu tun habe, immer an unsere Morgenpirsch denken muss.

In der starken Passion meines alten Jagdfreundes und in meinen Jugenderlebnissen finde ich wahrscheinlich die Ursache für meine jagdliche Liebhaberei, die Sauenjagd. Natürlich hat noch ein anderer Onkel, der mit mir in meinen jungen Jahren in der Senne und im Teutoburger Wald herumstrolchte und mich mit Wald und Wild vertraut machte, seinen Anteil daran. Vergessen darf ich ebenfalls nicht die Literatur, die ich zum Thema verschlang, allen voran die Bücher von Erich Kloss, die die Schönheiten der vier Jahreszeiten in einem Försterhaus darstellen, sowie Möff Pürzelmann von Egon Freiherr von Kapherr. Leider fehlt dieses in meiner Jagdbibliothek, obwohl ich von diesem Autor einige recht antike Buchexemplare besitze, die das Weidwerk in alten und uralten Tagen beschreiben.

Als ich dann meinen Jagdschein erwarb, hatte ich zunächst nur Möglichkeiten, auf Niederwild zu jagen. Sauen waren äußerst seltenes Wechselwild, und so geschah es, dass ich erst in der Südheide, als ich schon sechs Jahre zur Jagd gegangen war, meine direkten weidmännischen Erlebnisse mit den Schwarzen hatte. Sie üben eine seltsame Faszination auf mich aus, und die Jagd auf die urigen Gesellen zieht mich magisch in ihren Bann.

Im Lauf meines Jägerlebens sind die lieben Schwarzen zum begehrten Ziel meiner Bemühungen geworden. Ich habe das Glück gehabt, in landschaftlich unterschiedlichen Gebieten verschiedene Jagdarten kennen zu lernen. Sicher habe ich die meisten Sauen vom Ansitz aus erlebt und erlegt, ich durfte aber auch im verschneiten Winterwald auf die Schwarzen pirschen, rückte ihnen auf riesengroßen Maisschlägen auf den Pelz, erlebte es, wie Drückjagden auf Sauen veranstaltet werden, und habe wohl meinen stärksten Keiler im Gebirge laufen lassen.

Auf den folgenden Seiten will ich versuchen, einen Einblick in diese doch sehr besondere Jagdwelt zu vermitteln. Das liegt einerseits daran, dass dieses Wild in unserer »domestizierten« Umwelt urigen Charakter hat und als einziges wehrhaft erscheint, andererseits aber auch mit allen Salben gerieben ist. Gilt nicht das Schwein als eines der intelligentesten Säugetiere?

Eine Schwalbe macht noch keinen Sommer

Im ersten Jahr meiner jagdlichen Anstrengungen in der Südheide hatte ich meine Chancen und Erlebnisse mit den Schwarzen, die ich mangels Jagderfahrung jedoch nicht erfolgreich nutzen konnte. Im zweiten Jahr gelang es mir dann doch, zwei Frischlinge zu erlegen, Freude über Freude, und diese Erfolge setzten sich fort.

Doch die Sauen in dem Revier, in dem ich zunächst jagte, waren eher selten und nur mit großer Mühe, viel Einsatz und Passion zu erjagen. Darum wanderte mein Blick immer wieder hinüber ins Nachbarrevier, ins vermeintlich gelobte Rotwild- und Sauenland Bargfeld.

Dabei begann das Unternehmen »Schwarz - rote Hoffnung« äußerst spannend und vielversprechend. Seit Jahren war die Nachbarjagd in den Händen einer Bauunternehmungsfamilie aus Hannover. Als ich hier in der Südheide meine Arbeit aufnahm und die ersten jagdlichen Schritte wagte, sprach noch alle Welt vom alten Hinze, der großzügig seine Pflichten und Gestaltungsfreiräume als Pächter ausgefüllt hatte. Wenige Jahre war es her, dass er das Zeitliche gesegnet hatte, und so war seine Tochter in seine Fußstapfen getreten. Sie war die Jagdpächterin dieser Gemeindejagd und betrieb die Jagdgeschäfte eher zurückhaltend und zögerlich.

Dafür hatte sie von ihrem Vater den passionierten Georg übernommen bzw. geerbt, der den alten